

„Uns trennt nichts – ausser unseren Glauben natürlich“

Michel Bollag, erinnern Sie sich an Ihre erste Begegnung mit Christian Rutishauser?

Dass muss in den späten 90er Jahren gewesen sein, ich arbeitete damals bereits am Zürcher Lehrhaus. Christian kam vorbei, besuchte Martin Cunz, den damaligen christlichen Leiter am Lehrhaus und wollte sich vor Ort informieren, wie das bei uns so läuft. Er hatte gerade in Bern als Studentenseelsorger angefangen und interessierte sich sehr fürs Judentum. Mittlerweile ist er einer unserer Stiftungsräte und zieht tatkräftig mit. Das freut mich sehr.

Was verbindet Sie beide?

Christians Spiritualität, sein tiefer Glaube und seine profunde Kenntnis des Judentums. Wenn ich etwas erwähne oder erzähle, muss ich nicht ausholen, wir pendeln uns schnell auf der gleichen Wellenlänge ein. Wir können auch herzlich lachen miteinander. Christian ist im Grunde seiner Seele ein fröhlicher Mensch und entspricht so gar nicht dem stereotypen Bild eines stets auf Ernst bedachten Priesters.

Was trennt Sie?

Nichts – ausser unseren Glauben natürlich. Ich könnte jetzt witzeln und sagen: Er ist ein schöner Mann und ich finde es eigentlich schade, dass er Priester geworden und nicht verheiratet ist. Dies aus meiner Position, aus meinem Verständnis von Religion heraus. Die Familie hat im Judentum einen grossen Stellenwert. Ein Rabbiner in einer Gemeinde ohne Familie kann man sich aus jüdischem Verständnis heraus kaum vorstellen. Familie ist eine der ganz starken Säulen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens und Glaubens.

Sind Sie sich auch schon mal in die Haare geraten?

Nein, das wäre mir nicht bewusst. Ausser vielleicht, als wir an unserem Buch „Ein Jude und ein Christ“ arbeiteten. Es ging um die Termine, die wir gegenüber dem Verleger einhalten sollten. Wir hätten mit dem Manuskript im Juli 2015 fertig sein sollen und ich probierte, die Frist noch etwas hinauszuzögern. Nebst dem Buch hatten wir beide alle Hände voll zu tun, es wurde für uns zeitlich sehr eng. So ging meine erste Bitte noch durch. Bei meinem zweiten Versuch um etwas mehr Luft war Christian jedoch strikt und streng. Er wollte es durchziehen. Keine Rede davon, dass wir uns dabei in die Haare geraten sind. Aber sagen wir es so: Ich musste mich fügen.

Welches ist Ihr glücklichstes Erlebnis mit Freund Rutishauser?

Das Schreiben an besagtem Buch. Christian hat mich zuvor immer wieder als Kursleiter ins Lassalle-Haus gebracht, wir haben auch gemeinsam Kurse geleitet, und auch da gab es glückliche, tiefe Begegnungen. Aber ein gemeinsames Buch – das ist noch einmal etwas ganz anderes. Vieles, was uns verbindet und trägt, wurde durch die intensive Auseinandersetzung mit Glaubens- und Lebensfragen noch vertieft. Besonders spannend fand ich, als wir uns über persönliche Befindlichkeiten unterhielten. Das waren starke Momente. Sehr schön war zudem, als Christian einmal an einem Freitagabend zur Sabbatfeier zu uns nach Hause gekommen ist.

Wann sind Sie zum ersten Mal dem Christentum begegnet?

Als Mitglied einer Minderheit in der Schweiz, aufgewachsen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, gehört das Christentum von Anfang dazu. Es ist die Mehrheitskultur des Landes, man begegnet ihr, wenn die Glocken läuten, an Feiertagen, an Weihnachten. Ein schönes Fest mit seinem Lichterglanz und seiner festlichen Atmosphäre, ein dominantes Fest auch, um das man nicht herum kommt. Das hat mich geprägt, das ist ein Teil meines Lebens. Aber wirklich inhaltlich dem Christentum begegnet bin ich erstmals mit acht oder neun Jahren, als wir mit der Familie in Zermatt in den Ferien waren. In unserem Hotel war auch ein katholischer Priester einquartiert. Ich habe mich schon als Kind für alles Mögliche interessiert und gern Fragen gestellt, und so kam ich ins Gespräch mit dem guten Mann – ich weiss nicht, worüber ich Dreikäsehoch mit dem schon etwas älteren

Priester geredet habe. Es war zweifellos sehr interessant, ich erinnere mich bis heute genau an die Atmosphäre des Gesprächs.

Wo fühlen Sie sich im Christentum besonders daheim?

Daheim fühlt sich ein Jude eigentlich nicht im Christentum, die Geschichte hat uns doch eher entfremdet voneinander. Aber es gab und gibt für mich immer auch eine Faszination – eine Faszination für die Musik, für die geistlichen Lieder im Gottesdienst etwa. Ein Requiem von Verdi ist nun mal ein monumentales Werk. Obwohl für mich fremd, fasziniert mich auch das Monastische. Klöster haben für mich eine grosse Ausstrahlung.

Wenn Sie nochmals auf die Welt kämen und beim nächsten Mal Christ wären, nichts aber vergessen hätten: Was würden Sie vermissen?

Den Stallgeruch, die Beheimatung, die Familie. Jeder Sabbat – der Freitagabend, der Synagogenbesuch am Samstagmorgen, die Gesänge, die wir pflegen – das würde mir fehlen. Sabbat feiern ist für mich, als würde die Zeit angehalten und eine neue Zeitenordnung beginnen, ja sogar als würde ich eine andere Luft einatmen. Ich habe das schon als kleiner Bub so empfunden. Im bin in Genf aufgewachsen, und wenn ich mit meinem Vater in die Synagoge lief, fuhren die Autos an uns vorbei, passierten uns Menschen in geschäftigem Schritt – ich hatte das Gefühl: Ich bewege mich in einer anderen Welt. Wir verzichten an Sabbat auf jegliche technische Hilfsmittel. Heute, in unserer 24-Stunden-Gesellschaft, ist dieses Gefühl des Innehaltens noch viel stärker geworden. Es ist eine Retraite auf Zeit – es ist das Geheimnis vom Sabbat. Jeder unserer Feiertage wie Pessach baut darauf auf.

Neben diesen emotionalen würde ich auch die intellektuellen Aspekte vermissen: das stete Lernen, die Verbundenheit mit der Thora. Ich befasse mich intensiv mit diesen Texten und versuche immer wieder von neuem, sie zu erfassen und zu interpretieren. Das hat mich persönlich sehr geprägt – das macht mich aus. Auf diese tiefe Auseinandersetzung zu verzichten, wäre wahrlich schwer.